

Im Banne der Ngil.

Um das Jahr 750 n. Chr. stand der berühmte Wahrsager Liu Schau-hu auf der Höhe seines Könnens. Eines Tages erschien ein Besucher bei ihm und überreichte ihm als Einführungsgeſchenk ein Stück Taſt. Liu hieß den Beſucher Platz nehmen und erkundigte ſich freundlich nach ſeinen Wünſchen. Der Gaſt wollte wiſſen, wie lange er noch zu leben habe. Nachdem der Wahrsager ſeine Diagramme befragt hatte, ſagte er ſeufzend: „Die Diagramme ſind nicht günſtig — Sie müſſen heute noch ſterben. Der Fremde ſeufzte, und da ihm nicht wohl zumute war, bat er um ein Glas Waſſer. Liu Schau-hu rief einen Diener, um das Ge-
wünſchte zu holen.

Als der Diener eintrat, ſah er zu ſeiner Verwunderung ſeinen Herrn doppelt. Er fragte daher, welcher Herr Liu Schau-hu das Waſſer haben wolle — der Herr zeigte auf den Gaſt. Als der Fremde ausgeſtrunken hatte, verabschiedete er ſich, und der Diener begleitete ihn hinaus. Nach einigen Schritten ſchon war der Be-
ſucher verſchwunden und der Diener hörte in der Luſt ein bitterliches Weinen. Erſchrocken rannte er zu ſeinem Herrn, fragte ihn, ob er den Fremden gekannt habe und erzählte ihm ſeine Wahrnehmungen.

Da erkannte der Wahrsager, daß ſeine eigene Seele bei ihm zu Gaſte war, und als er jetzt das Einführungsgeſchenk näher betrachtete, fand er, daß es Papiertaſt war, wie man ihn Verſtorbenen mit in den Sarg gibt. Traurig ſagte er: „Meine Seele hat mich verlaſſen und ich muß heute noch ſterben.“ Er legte ſich hin und verſchied wenige Stunden ſpäter.

Also zu leſen im chineſiſchen Buch Tſi-i-dji.

Im Banne der Ngil

Von Hermann Skolaſter
Nachdruck verboten! — (Fortſetzung)

Schwer wurde es Utonga, von ſeiner Befreiung zu reden, denn er wollte Miſa nicht verraten. Er half ſich, ſo gut es ging. „Keine Feſſel“, ſagte er, „werde ſo feſt geſchnürt, daß man ihr nicht entſchlüpfen könne. Da aber ſeine Hände einmal frei waren, habe er den Wächter zu Boden gerungen und ſei davongerannt.“

Als Utonga ſeinen Bericht beendet hatte, erhob ſich der Ngil.

„Utonga“, ſo begann er, „hat uns unglaubliche Dinge erzählt. Wenn es wahr iſt, daß er ſeine Hand gegen meinen Freund Vogle erhob, wird er der Strafe nicht entgehen. Die Geiſter nehmen Rache an jedem Feinde der Ngil . . .“

„Die Geiſter nehmen Rache an den Lügner“, unterbrach ihn Utonga. „Ich fürchte ſie nicht. Und euer Gift . . .“

Dende erhob die Hand. „Es geziemt dir nicht, den Ngil zu unterbrechen. Höre erſt, waſ er zu ſagen hat.“

„Es iſt ſchlimm beſtellt um unſere Jugend“, fuhr der Ngil fort. „Jeder Grünſchnabel darf ſich erlauben, alten Männern in die Rede zu fallen. Und Utonga treibt es am ärgſten. Seit er bei den Europäern war, iſt ſein Stolz maßloſ

geſtiegen. Wer hätte ſich je erkühnt, einen Ngil der Lüge zu zeihen? Er wagt es. Aber ich will euch zeigen, daß er ſelber ein Lügner und Verleumder iſt. Höret mich! Vogle war bei uns und bot uns ein Bündnis der Bakoko gegen die Malimba an. Jetzt war er bei den Malimba, um für Toko ein Bündnis gegen uns zu ſchließen. Wo iſt da die Lüge? Nur Unverſtand ſieht als Lüge an, waſ bittere Wahrheit iſt. Der Ngil der Bakoko hat offen und ehrlich gehandelt. Ich will euch ſagen, wie alles gekommen iſt.

Toko wollte unſer Freund ſein, darum ſchickte er den Ngil hierher. Ihr aber hörtet nicht auf ſeine Worte. Ihr wolltet Frieden haben mit den Malimba, die beſtändig Unruhe ſtiften. Ihr habt das Bündnis mit Toko zurückgewieſen. Nun wundert ihr euch, daß Toko, voll Ärger über eure Abſage, mit den Malimba Freundschaft ſchließt? Ihr ſelbſt ſeid ſchuld daran.

Mit den Bakoko zuſammen hätten wir die Malimba gezüchtigt, wie ſie es verdienten. Jetzt aber hat ſich die Sachlage zu unſerem Schaden verändert. Die Malimba ſind Freunde der Bakoko geworden. Nun werden ſie noch frecher

aufzutreten als bisher. Es wird nicht lange dauern, dann werden sie uns in Scharen überfallen. Zu spät wird euch die Erkenntnis kommen, daß mein Rat gut war, als ich euch zum Bündnis mit den Batoko und zum Kriege gegen die Malimba aufforderte. Ihr habt nicht gewollt. Ich bin nicht schuld an dem, was geschehen wird, sondern ihr. So ist es!"

Sambascholl konnte mit sich zufrieden sein. Seine Rede ließ den Satbericht Atongas unbeanstandet, stellte ihn aber in ein ganz anderes Licht. Wenn es sich so verhielt, wie er sagte, war Vogle nicht der Betrüger, für den Atonga ihn ausgab. Die Sicherheit, mit der er redete, gab seinen Worten viel Glaubwürdigkeit. Er freute sich seines Erfolges über Atonga. Der junge Mann sollte doch erfahren, daß er nicht schlaue genug war, einen Ngil in Verlegenheit zu bringen.

Ein lauter Meinungsaustausch ging durch die Reihen der Männer. Sie standen in Gruppen beieinander. Nur die Mehrzahl der Dorfältesten saß nachdenklich im Halbkreis um den Häuptling und verschanzte sich hinter einer würdigen Unparteilichkeit.

Die Friedenspartei hatte trotz der Rede des Ngil die meisten Anhänger. Ihr Mißtrauen war wach und nicht leicht mehr zu beseitigen. Sie erinnerten sich ähnlicher Veranlassungen, in denen der Ngil die Oberhand gewann und sie doch, wie sich später herausstellte, belogen hatte. Vor allem scharten sich die jungen Männer um Atonga, die mit ihm befreundet waren.

Atonga mußte sich gestehen, daß er die Behauptung des Ngil nicht widerlegen konnte. Trotzdem hielt er an seiner Abergzeugung fest, daß Vogle weder in Kribi noch in Malimba im Auftrage Tokos gehandelt hatte. Das sagte er seinen Freunden auch offen heraus, und sie teilten seine Ansicht. Nach langem Hin- und Herreden erhob sich einer der Ältesten, trat in den Kreis und sprach:

"Ich halte die Malimba nicht für so schlimm, wie Sambascholl sie darstellt. Die Streitigkeiten, die vorgekommen sind, gingen von Raufbolden aus und hatten mit dem Stamme nichts zu tun. Ihr habt gehört, daß Isaue keinen Krieg mit uns will. So wird es auch bleiben. Eine meiner Frauen stammt aus Malimba, und meine Tochter ist in Malimba verheiratet. Wir sind verwandte Stämme. Es wird keinen Krieg geben. Ich bin fertig."

Die Friedensfreunde riefen Beifall, die Anhänger Sambascholls murrten laut.

"Ihr", so rief der Ngil seinen Gegnern durch den Lärm zu, "ihr werdet in euren Hütten schlafen, bis euch das Dach über dem Kopfe verbrennt."

"Und du", gab eine Stimme aus dem Kreise der jungen Leute zurück, "willst Sklaven erbeuten, die du an die Europäer verkaufst."

"Häuptling, du darfst nicht dulden, daß man mich beleidigt", schrie der Ngil.

"Sage mir, wer es gewesen ist", entgegnete Dende, "so will ich ihn strafen."

"Ich weiß, wer es war, und werde mich rächen."

"Tu das!" antwortete ein Chor von Stimmen.

Sambascholl schäumte vor Wut. Atongas Auftreten hatte ihn schon lange geärgert. Jetzt haßte er ihn und schwur ihm blutige Rache. Es war hohe Zeit, den gefährlichen Gegner zu beseitigen, der ihm auf Schritt und Tritt im Wege war. Die Aufregung wuchs. Die Frauen zogen sich eiligst in die Hütten zurück. Die Parteien standen in drohender Haltung. Aber Dende blieb noch einmal Herr der Lage. "Ruhe da!" donnerte er über den Dorfplatz. "Ich, euer Häuptling, will zu euch reden."

Sie schrakten zusammen. Es wurde still.

"Höret, was ich euch sage! Ich werde mit den Ältesten beraten, was zu tun ist. Unterdessen verhaltet euch ruhig. Wer noch ein Wort des Zankes spricht, den lasse ich binden, wer er auch sei."

Grollend gaben sich die feindlichen Brüder zufrieden; keiner wagte ein Wort der Widerrede. Die Beratung der Ältesten währte geraume Zeit. Als sie die Beratungshalle verließen, ging ein Aufatmen durch die harrende Menge. Dende gab die Entscheidung bekannt.

"Höret, was wir beschlossen haben. Wir wissen noch nicht, ob die Malimba Krieg oder Frieden wollen. Wollen sie Frieden, gut; wir sind dazu bereit. Wollen sie Krieg, auch gut. Aber wir müssen uns vorsehen, damit wir nicht hinterrücks überfallen werden. Deshalb befehle ich, daß ihr eure Waffen in Bereitschaft haltet. Morgen werdet ihr eure Lanzen und Schwerter schärfen, und wenn ich euch am Abend durch den Ruf der Trommel versammle, werde ich mich durch Augenschein davon überzeugen, ob ihr meinen Befehl befolgt habt. Ich bin fertig."

Beifällig nahm die Versammlung diese Worte auf. In kluger Berechnung hatte

Dende einen Weg gewählt, den beide Parteien beschreiten konnten, weil niemand bevorzugt und niemand zurückgesetzt wurde. Jeder hoffte auf die Lösung des Knotens in seinem Sinne. Nachdem der Häuptling noch Anordnungen für einen geregelten Wachtdienst getroffen hatte, löste sich die Versammlung auf.

Am Nachmittag des übernächsten Tages wurde Dende gemeldet, daß ein großes Kanu von Norden herannahe und der Mündung des Lohove zusteuere. Bald darauf brachte ein zweiter Bote die Nachricht, Isaue selber sei mit mehreren Ältesten gekommen; auch eine Ziege hätten sie mitgebracht.

Dende war wie gewöhnlich nur mit einem Hüftentuch bekleidet. Er mußte eilen, die Gäste gebührend zu empfangen. Schnell zog er den Regenmantel an, den er in der englischen Faktorei gegen Elfenbein eingetauscht, setzte den Strohhut aufs Haupt, an dem die rote Feder aus dem Schwanz des Graupapagai steckte, ergriff den schweren, aus schwarzem Mahagoniholz kunstvoll geschnittenen Häuptlingsstab und schritt seinen Besuchern würdig entgegen.

Die Begrüßung war so herzlich, daß die Malimba über den Ausgang ihres Unternehmens nicht mehr im Zweifel sein konnten.

Isaue war in wenigen Tagen um Jahre gealtert. Zu schwer war die Bürde, die auf seinen Schultern lastete. Das Dasein seines Volkes stand auf dem Spiel. Daß die Ngil alles tun würden, die Malimba zu verderben, war ihm gewiß. Kaum saß er neben Dende in der Beratungshalle, so begann er, gegen alle Gepflogenheit, sofort sein Herz auszusütten. Ergreifend erzählte er von dem Morde, der in seinem Dorfe geschehen war. Toso habe von dem Vorgehen des Ngil nichts gewußt. Die Batoko und Malimba seien nach wie vor die besten Freunde. Zum Schluß dankte er Dende in rührenden Worten, weil er das Unsinnen Bogles von sich gewiesen. Das habe ihn veranlaßt, nach Kribi zu kommen, um sich mit den Banoho wegen der letzten Streitigkeiten zu verständigen.

Während die Sprechtrummel das Volk zusammenrief, eilte die Kunde von Haus zu Haus: Bogle ist tot; Misa hat ihn ermordet, um Mtonga zu retten.

Mtongas Vater wohnte in der Dorfhälfte, die auf dem rechten Ufer des Lohove lag. Nie im Leben ist Mtonga so schnell zum Gehöft des Häuptlings

gerannt wie an diesem Nachmittag. Er wußte später nicht, wie er über den Fluß gekommen war.

„Ist es wahr“, rief er Isaue entgegen, „was man von deiner Tochter erzählt?“

Müde reichte ihm der Häuptling die Hand. „Es ist wahr“, sagte er. „Sie liebt dich, darum tötete sie den Ngil. Seit jener Stunde ist das arme Kind von einem wilden Wahn umfassen. Du, Mtonga, kannst dich freuen, daß es so kam; der Ngil hätte dich umgebracht. Aber meinen Schmerz, wer hilft ihn tragen?“

Mtonga wollte dem gebeugten Manne ein Wort des Trostes sagen. Er brachte nichts über seine Lippen. „Oh, Häuptling, Häuptling“, stotterte er. Die Brust war ihm zu eng. Er mußte fort aus der Menge, er mußte allein sein.

Er ging an den Strand hinaus. Zwischen den Steinblöcken setzte er sich nieder in stummem Weh. Das Zischen und Brodeln der See tat ihm wohl. Es war das Bild des Brandens in seiner Seele. Er hegte keinen Zweifel; er selber war, ohne es zu wollen, Ursache der Umnachtung Misas geworden. So hatte er ihr für die Befreiung gedankt! . . . Hätte er sie nicht von sich gewiesen . . . es wäre alles anders geworden. . . . Und doch; er durfte ihr nicht willfahren. . . . War er nicht der Überzeugung nach Christ?

Die christliche Lehre verwickelte ihn überall in Widerspruch. . . . Vielleicht war sie doch nur für die Weißen. . . . Der Missionar hatte anders gesprochen. Wie kam es denn, daß das Unglück ihn verfolgte? . . .

Er befand sich im Zustande innerer Zerrissenheit und Trostlosigkeit, die das klare Urteil hemmt und alles in den schwärzesten Farben malt, wo man im Bewußtsein, recht getan zu haben, doch unzufrieden mit sich selber ist.

„Mtonga!“

Erschreckt blickte er auf. Das war Misas Stimme. . . .

Es war Eleja, die ihn hatte fortgehen sehen und ihm nachgegangen war. Er zog sie zu sich an seine Seite und erzählte ihr alles.

Das Mädchen lauschte mit angehaltenem Atem. Als er geendet, umschlang sie seinen Nacken. „So gut war Mtonga zu mir! Er wußte doch, daß ich nicht gescholten hätte, wenn er Misa zu Willen war. . . . Aber, Mtonga, du hast recht getan. Nach der Lehre der Christen darfst du es nicht tun. Nun sollst du aber nicht mehr traurig sein. Der Gott der

Christen, der große, gute, der über allen Geistern herrscht, er ließ uns seine Hilfe. Siehe, welch ein Glück es für uns ist, daß der Ngil nicht mehr lebt."

Leicht findet ein liebendes Weib die rechten Worte des Trostes. Mtonga fühlte, daß sie recht hatte. Er hatte recht gehandelt, mochte daraus entstehen, was da wollte. Er drückte Eleša dankbar die Hand. Dann redeten sie von der Zukunft.

Die Ermordung des Ngil brachte ihnen eine unerwartete Hilfe. Man schrieb bereits den dritten Tag nach dem Ereignis. Sicherlich würden die Ngil dem Ermordeten eine besonders große Leichenfeier veranstalten. Ihr Versammlungsort lag in den ganz wild zerklüfteten Ngumbabergen. Bis dorthin war ein Weg von drei bis vier Tagen. Sambascholl durfte also nicht lange mehr verweilen, wenn er am Totenfest teilnehmen wollte, das am neunten Tag nach dem Tode stattzufinden hatte.

So waren sie wenigstens für einige Zeit von ihrem schlimmsten Peiniger befreit. Was später kommen konnte, daran wagten sie nicht zu denken. Mtonga hatte Freunde. Einige waren ihm bis in den Tod ergeben. Sie hatten ihm versprochen, daß sie ihn vor Gefahren warnen, ihn mit der Kraft ihrer Arme und Waffen schützen wollten. Würden sie es vermögen?

Als sich die Liebenden trennten, ergriff Mtonga des Mädchens Hand und sagte: „Eleša, wenn uns der Christengott nicht hilft, zu dem ich bete, so hilft uns niemand.“ Da antwortete sie: „Auch ich werde zu ihm beten. Er hat dich glücklich aus Malimba heimgeführt, er wird uns auch ferner nicht verlassen.“ Dann schieden sie, um auf verschiedenen Wegen ins Dorf zurückzukehren.

Dort nahmen die Friedensverhandlungen einen gedeihlichen Verlauf. Da beide Teile zur Verständigung geneigt waren, einigte man sich. Jede Forderung der Banoho an die Malimba wurde einzeln und eingehend besprochen. Zwei, drei Redner mußten immer dabei zu Wort kommen. Erst wurde der Tatbestand festgestellt, dann die Entschädigungssumme beantragt und lange hin und her gefeilscht, bis die Sache spruchreif war.

Einige Hitzköpfe störten die Erörterung oft durch Zwischenrufe oder übergroße Forderungen. Einer, der sich in seiner Abneigung gegen die Malimba zu beleidigenden Äußerungen hinreißen ließ, wurde von Dende zur Zahlung eines Schadens an die Gäste verurteilt. Dieser

Beweis von Gerechtigkeitsinn trug nicht wenig dazu bei, die Gegenpartei zu ähnlichem Entgegenkommen anzutreiben. Da ein Teil der Forderungen, die die Banoho stellten, durch Gegenforderungen ausgeglichen wurde, war das Schlussergebnis der Verhandlungen für die Malimba sehr erträglich. Man einigte sich dahin, daß sie fünf Schafe oder Ziegen zu zahlen und außerdem die Friedensziege zu stiften hatten.

Die Friedensziege hatten sie bereits mitgebracht. So konnte der Zwist, der jahrelang die befreundeten und verwandten Stämme getrennt hatte, endgültig beigelegt werden. Die Ziege wurde geschlachtet. Bevor man sie enthäutete, wurden ihre Füße in den Kniegelenken abgetrennt und auf dem Dorfplatz begraben. Das war ein durch die Gewohnheit geheiligter Brauch. Von jetzt ab hatte niemand mehr das Recht, der alten Streitfragen zu gedenken. Sie waren für alle Zeiten tot und begraben.

Bald brannte ein lustiges Feuer auf dem Dorfplatz. Die Ziege wanderte zerlegt in mehrere Töpfe. Auch Dende ließ ein Schaf schlachten, um seine Gäste zu ehren. Durch diesen Freundschaftsbeweis angeeifert, erstand Isaue zu üblichem Preis noch ein drittes, das der Gesellschaft ebenfalls zum Schmause zubereitet wurde.

Sobald das Fleisch genießbar war, brachten Dendes Frauen noch einige Töpfe dampfender Makabo und einen Stoß Kassada herbei. So konnte das Mahl beginnen.

Die Leute vereinigten sich in Gruppen zu je fünf bis sieben Personen um einen großen Topf. Die meisten hockten auf den Füßen, andere saßen am Boden. Jeder langte mit den Fingern in den Fleischtopf, holte sich ein Stück heraus und aß davon oder tunkte es in die scharf gepfefferte Fleischbrühe, um es dann mit viel Behagen und großem Geräusch wieder abzulecken. Da die Frauen nicht mitaßen — von der Friedensziege zu essen war den Frauen aufs strengste verboten — reichte die Mahlzeit völlig für die ganze Versammlung.

Als der letzte Bissen verschwunden war, begaben sich die Festteilnehmer größtenteils an den Fluß, um sich Hände und Mund zu waschen. Man zog die Zahnbürste, ein am Ende ausgefranztes Rohr, hervor und putzte sich die Zähne. Kleine Knaben trugen dürres Reisig herbei, und bald loderte an mehreren Stellen heller Feuerschein, um den dunkeln

Abend bis zum Aufgang des Mondes zu erleuchten. Auf das gute Essen folgte jetzt ein ebenso reichliches Trinken. Palmwein wurde in großen Mengen herbeigebracht, um die Festfreunde zu erhöhen.

Neben dem Palmwein spielte aber der aus Europa eingeführte Branntwein eine große Rolle. Seit mehreren Jahren befand sich in der Nähe des Dorfes die Niederlage einer englischen Handelsgesellschaft. Mister Millner hatte durch große Geschenke von Dende die Genehmigung erkaufte, dort zu wohnen und zu handeln. So groß aber auch die Freude war, europäische Waren eintauschen zu können, ebenso groß war Dendes Besorgnis, wenn er sah, daß bei einem Teil der männlichen Bevölkerung von allen Verkaufsgegenständen der Branntwein am begehrtesten war und welche Folgen er zeitigte.

Es war Mode geworden, bei allen Veranstaltungen eine jener grünen Risten zu kaufen, deren Inhalt zwölf vieredrige Flaschen mit Gin bildeten. Man konnte sich kein Fest mehr denken ohne Branntwein. Dende selbst trank äußerst mäßig, aber viele Männer, die den Trunk des Rausches wegen liebten, waren mit Palmwein nicht mehr zufrieden zu stellen. Auf ihr Drängen verstand er sich denn auch heute dazu, die beliebte grüne Riste holen zu lassen.

Unter den jungen Leuten, die dem Branntwein fern blieben, machte der Palmwein die Runde. Auch Utonga gehörte zu ihnen. Die allgemeine Fröhlichkeit hatte sein Gemüt wieder erhellt. Er hielt seinen Kameraden eine englische Rede. Es war ergötlich anzusehen, wie er den Mund verzog, um die englische Sprechweise wirksam darzustellen.

Die Zuhörer verstanden natürlich kein Wort. Mit gut gespielter Ernst hörten sie zu. Die Verrentung der Gesichtsmuskeln gefiel ihnen so sehr, daß sie zur Nachahmung angetrieben wurden. Wie auf Kommando brachen sie dann in schallendes Gelächter aus.

„Ach, Utonga“, riefen sie, „das hast du gut gemacht! Gebt ihm zu trinken, er hat es verdient.“

Ein Bursche, der hinter Utonga stand, schüttete den Kokosnußbecher voll Wein, nahm eine Fliege, deren es immer in den Kalebassen gibt, mit dem Finger heraus und reichte ihm den Becher hin.

„No drink!“ Eine zarte Frauenstimme rief die Worte in die Gruppe hinein. Utonga schaute nach den Hütten der

Frauen hin. Er sah niemand. Ohne Zweifel hatte Eleša gerufen. Nur sie hatte von ihm ein paar englische Worte gelernt. Da sprang des Häuptlings jüngster Sohn, ein mutwilliger Knabe und rechter Bruder Elešas, über den Platz. Schreiend, wie es die Kinder bei Fangespielen gewohnt sind, stürmte er zwischen den jungen Männern durch und stieß dabei an Utongas Arm, daß der größte Teil des Inhalts aus seinem Becher verschüttet wurde. „Frecher Bengel!“ rief man ihm nach. Doch der Knabe lachte nur und lief weiter.

„No drink!“ schallte es noch einmal von den Frauenhütten herüber. Utonga hielt den Becher noch in der Hand. Fragend schaute er den Burschen an, der ihm den Trank gereicht.

Es war Suti, der Schieläugige, der wenig beliebt war bei seinen Altersgenossen. Er war auch den ganzen Abend nicht bei ihnen gewesen und hatte sich erst eingefunden, als Utonga seine englische Rede hielt. Daß er als neu Ankommender sich einen Trunk gestattete, konnte man ihm nicht verweigern. So hatte er die Kalebasse noch in der Hand, als Utonga endigte und zum Trinken aufgefordert wurde.

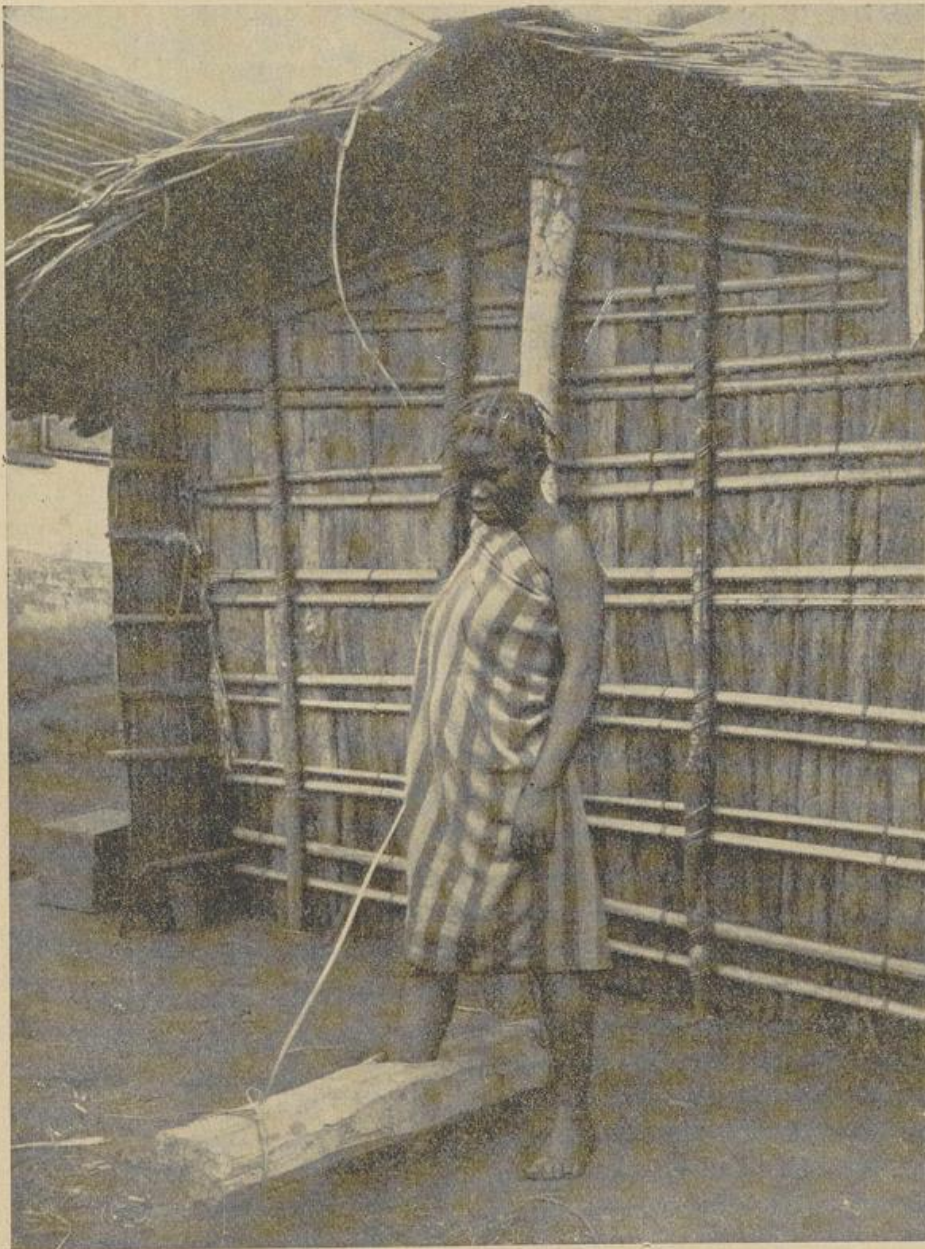
Utonga reichte ihm den Becher zurück. „Trink du selbst“, sagte er.

Höhnisch lachte Suti, ergriff den Becher und trank ihn leer.

Weiter rauschte die Freude, weiter freiste der Becher. Nur Utonga trank nicht mehr. Die Freunde drängten ihn, weiter zu reden. Aber seine frohe Stimmung war verflogen und kam nicht wieder. Der Ernst der Lage, in der er sich befand, stand im Vordergrund. Ein Wehrmutstropfen war in seinen Freudenbecher gefallen. Warum hatte Eleša gerufen? Drohte ihm Gefahr? Er wollte Suti im Auge behalten. Doch der war ebenso plötzlich verschwunden, wie er gekommen war.

Während Dende mit Isaue verhandelte, hatte Eleša den Ngil bemerkt, der nach der Hütte des Schieläugigen schlich. Da Suti bei seinen Kameraden im Verdacht stand, ein geheimer Anhänger des Ngil zu sein, trieb sie die Neugierde, sich davon zu überzeugen. Durch eine Ritze der Hinterwand beobachtete sie einen seltsamen Vorgang.

Der Ngil saß neben Suti auf dem Bett und redete leise auf ihn ein. Unterdessen entknötete er einen kleinen Lederbeutel, den er unter seinem Gewand verborgen trug. Er nahm daraus ein wenig Salbe



Negerfrau im Fußpflock, damit sie nicht ihrem Mann wieder davonläuft
(Wäre es nicht auch in Europa oft von Nutzen?)

und bestrich Suti die Spitze des rechten Zeigefingers. „Nur eintauchen?“ fragte Suti. „Eintauchen“, war die Antwort. „Nimm eine Fliege oder ein Blättchen aus dem Gefäß; das ist genug.“ — „Und er stirbt nicht davon?“ fragte Suti wieder. „Hab keine Angst. Davon stirbt nie-

mand. Aber schlafen wird er zwei Tage wie ein Holzfloss.“

Elesa fühlte ihr Herz pochen. Für wen war die Salbe, die so tiefen Schlaf bereitete? Gewiß war eine Schurkerei im Gange . . . War Mtonga ihr Ziel . . . Sie wollte ihn warnen.

Nachdem Jambascholl die Hütte verlassen hatte, ging sie zum Festplatz zurück. Dort wurde das Mahl gerüstet. Die Frauen hatten alle Hände voll Arbeit und benötigten ihre Hilfe. Sie hatte keine Zeit, Utonga aufzusuchen; aber die Sorge um ihn verließ sie keinen Augenblick. Als Euti kam und sich während der Rede Utongas unter die jungen Männer mischte, ließ sie ihn nicht aus den Augen. So sah sie, wie er den Befehl des Ngil ausführen wollte, und ihre Warnung wurde verstanden.

Der Schieläugige fürchtete, daß er verurteilt war, und zog sich deshalb bald aus der gefährlichen Nähe Utongas zurück. Eleja, mutig gemacht durch die Gefahr, die sich über dem Haupte des geliebten Mannes zusammenzog, folgte ihm ungesehen.

Euti ging zum Hause Jambascholls, um ihm von seinem Mißerfolg zu berichten. Der Ngil war nicht da. Er hatte sein Heiligtum aufgesucht, das weit außerhalb des Dorfes im Walde versteckt lag. Ungerufen durfte dort niemand erscheinen. Frauen hatten überhaupt keinen Zutritt. Immer in Furcht, entdeckt zu werden, schlich Eleja hinter Euti her. In der Nähe der Waldhütte verließ sie den Pfad und bahnte sich mühsam einen Weg durch das Gebüsch.

Die Furcht vor den Geistern, die nach dem Glauben des Volkes den Ngil umgaben, war ihr nicht fremd. Nur der Gedanke an den Gott der Christen, der über alle Geister herrscht, gab ihr die Kraft, weiter vorzudringen. Einmal wäre sie beinahe in eine Fallgrube geraten. Nun ließ sie sich auf den Boden nieder und tastete ihn ab, ehe sie sich ihm anvertraute. Bei der Hütte angelangt, hörte sie drinnen den Ngil mit zwei Männern reden.

„Vor allem laßt euch nicht erkennen“, „Nehmt diese Masken mit. Euti wird noch lange schlafen. Ob er mir in Zukunft überhaupt viel nützen kann, ist zweifelhaft. Man hat ihn im Verdacht. Sein Versuch ist mißlungen, macht ihr die Schlappe gut. Jetzt geht! Hier ist die Medizin. Sie schützt euch vor Entdeckung. Bringt ihn her, lebendig oder tot . . .“

Der Ngil redete noch weiter. Eleja verließ jedoch, sobald sie das Furchtbare hörte, ihren Posten, um den Waldpfad wenn möglich noch vor den beiden Männern zu erreichen. Das gelang ihr aber nicht. Gerade im Begriff, aus dem Gebüsch hervorzutreten, wurde sie durch den Bruch eines trockenen Astes zum Verwei-

len gemahnt. Die Männer schritten vorüber. Nun mußte sie ihre Eile mäßigen und langsam hinterher gehen. Erst kurz vor dem Dorfe verzweigte sich der Pfad. Sie wählte einen Weg durch die Farmen Dendes. Das war ein Umweg; sie wußte es. Von Furcht getrieben, daß sie zu spät komme, stürmte sie in wilder Hast vorwärts.

Spät nach Mitternacht erreichte das Friedensfest sein Ende. Die Dorfbewohner suchten ihre Hütten auf, um die wenigen Stunden bis Sonnenaufgang der Ruhe zu pflegen. Für die Fremden waren zwei Hütten bereitgestellt. Dende führte sie dorthin. Aber Isaue, der des Guten zu viel getan, konnte sich nicht so leicht von seinem Gastgeber trennen. Immer wieder umarmte er ihn. „Das ist eine Freude“, lallte er mit schwerer Zunge, „weißt du, wie ich mich freue? Es ist kaum glaublich, solche Freude!“ Dabei schluchzte er, daß ihm die hellen Tränen über die Wangen liefen.

Nur mit Mühe gelang es Dende, ihn zu seiner Lagerstelle zu bringen. „Ich muß dir noch etwas sagen“, begann Isaue von neuem, „ich habe dir noch vieles zu erzählen. . .“

„Morgen, morgen!“ sagte Dende und schob das Rindenstück vor, das als Tür diente.

Die Leute, die auf der andern Seite des Flusses wohnten, zogen singend und scherzend zum Lohove hinab. Utonga bat seine Freunde, am Fluß auf ihn zu warten. Er wollte noch mit Eleja reden, um zu erfahren, inwieweit ihre Besorgnis begründet war. Aber Eleja ließ sich nicht blicken. So schlenderte er, in Gedanken versunken, langsam seinen Freunden nach.

Der Pfad zum Flusse führte an einem kleinen Gebüsch vorüber. Es war hier nur wenige Meter breit, dehnte sich aber nach der andern Seite bis zum Flusse aus. Als Utonga dieser Stelle sich näherte, kam Eleja wie ein gehektes Wild über den Dorfplatz gerannt. Mit glühendem Gesicht, mit aufgelöstem Haar, das Kleid zusammengerafft. Wie ein Pfeil flog sie den Pfad hinab.

Sie sah den Ahnungslosen im Mondschein wandeln, sah eine verummte Gestalt aus dem Busch sich erheben und noch eine. Die Angst um den geliebten Mann umkrallte ihr Herz. „Anhambe, o Gott, Utonga!“ schrie sie hinaus. Dann wurde es schwarz vor ihren Augen. Sie tau-

melte einige Schritte vorwärts und sank zusammen.

Ntonga erschrak von dem Schrei und wandte sich. Im gleichen Augenblick sauste eine schwere Keule durch die Luft. Er bog sich blitzschnell zur Seite. Der Schlag war auf den Kopf gezielt, traf aber nur seine linke Schulter. Er war so gut geführt, daß er einem weniger stark gebauten Menschen das Schlüsselbein zerschlagen hätte.

Ein brennender Schmerz zuckte durch Ntongas Arm. Aber er achtete nicht darauf. Im Nu riß er sein Dolchmesser aus dem Gürtel und ging gegen die Vermummten vor. Die aber hielten es für geraten, ihre Haut in Sicherheit zu bringen, und rannten davon.

„Geht, ihr Feiglinge“, rief er ihnen nach, „geht und fragt den Ngil, ob das die Geister sind, die ihm helfen? Schöne Geister, die vor dem Messer eines Mannes die Flucht ergreifen.“

Dann eilte er zu Eleja zurück. Müde erhob sie den Kopf, aber ihre Augen leuchteten vor Glück. „Ach, Ntonga“, sagte sie, „ich bin so glücklich, daß meine Mühe nicht umsonst war. . . . Ich mußte so laufen. . . .“ Erschöpft hielt sie inne.

„Was ist geschehen?“ fragte er. „Du atmest so schnell.“

„Das tat der Lauf. . . . und der weite Weg. . . . und die Angst.“

„Ich verstehe das nicht. Wo bist du gewesen?“

„Still!“ bat sie. „Komm hinüber; dort erzähle ich dir alles.“ Mit Hilfe Ntongas stand sie vom Boden auf. Er mußte sie stützen, sie schwankte.

Drei junge Männer saßen am Ufer auf dem Rand ihres Kanus und warteten auf Ntonga. Erstaunt sahen sie, daß er nicht allein war.

„Was gibts? Wen bringst du da?“ fragten sie wie aus einem Munde. „Ach, das ist ja Eleja, die Perle der Banoho!“

„Habt ihr nichts gehört?“ fragte Ntonga zurück.

„Was sollen wir gehört haben? Die Leute, die über den Fluß fuhren, sangen laut genug.“

„Eleja fährt mit uns. Sie will bei ihrer Tante übernachten. Auch wird sie uns noch etwas Neues erzählen.“

„Gut, das hören wir gern.“

Schweigend nahmen sie Platz. Lautlos glitt das Kanu über die vom Mondschein erleuchtete Fläche. Auf dem Wege erzählte Eleja, was sie erlebt hatte.

„Seit die Sonne sank“, rief Ntonga

gerührt, „hast du mir zweimal das Leben gerettet.“

„Der Gott der Christen“, entgegnete sie, „half mir. Ihm werde ich immer danken.“

„Auch ich danke ihm“, sagte Ntonga, „aber auch dir gebührt mein Dank. . . . Doch sieh, wir sind da. Geh ins Haus, du bedarfst der Ruhe mehr als wir.“

„Gute Nacht!“ wünschte sie, den Pfad zur Hütte ihrer Verwandten hinabschreitend.

Die jungen Männer blieben noch beieinander stehen. Der Schlaf war ihnen bei Elejas Erzählung vergangen. Sie brauchten Zeit, das Gehörte zu erfassen. Der Ngil der Bakoko war als Betrüger entlarvt; nun sollte Jambascholl ein noch größerer Bösewicht sein? Und diese Leute gaben vor, mit den Aberirdischen im Bunde zu stehen. Wie war das möglich? Sie hatten den Beweis in Händen, daß Jambascholl einem der Ihrigen nach dem Leben trachtete. Das war mehr, als ihre kraftstrotzende Jugend ertragen konnte. Das reizte zum Widerstand, wenn es nötig war, mit List und Gewalt.

„Der Kampf mit dem Ngil hat begonnen“, sagte Mune, der jüngste von ihnen, indem er Ntonga die Hand reichte. „Ich stehe auf deiner Seite. Wenn der Gott der Christen uns den Sieg verleiht, werde ich Christ. Wenn dir der Ngil ein Leid antut, bringe ich ihn um.“

„Ich bin auch dabei“, nahm Pembe das Wort. „Jetzt wird sich entscheiden, wer der Stärkere ist, der Christengott oder der Ngil. Siegt der Christengott, dann werde auch ich ein Christ.“

„Und du, Manga?“ wandte sich Ntonga an den ältesten der Gefährten.

„Ich? . . . ach so! . . . hm . . . ja. Wenn“ — er gab dem Wenn eine besondere Betonung — „wenn du glücklich der Rache des Ngil entgehst, . . . ja, dann kann man schon sagen, es ist der Mühe wert, darüber nachzudenken. . . .“

Danach trennten sich die Freunde.

Im einsamen Strandhause aber kniete Eleja auf ihrem Lager in heißem Gebete zu dem ihr noch unbekannten Gotte. „Du Großer, du Starke, rette ihn und mich; rette uns vor der Rache des Ngil.“

Das Weib, das vor wenigen Stunden mit dem Mute eines Mannes Heldentaten verrichtete, lag zitternd und weinend auf den Knien und klammerte sich bittend an die Kraft der unsichtbaren Allmacht. . . .

Ntonga blieb wach bis zum Morgen. Die Gefahr, in der er sich befunden,

wurde ihm erst ganz klar, als er in der Stille der Nacht darüber nachdachte. Die Freude, ihr entronnen zu sein, vermochte die Furcht vor der Zukunft nicht zu bannen. Fortan mußte er sich auf Schritt und Tritt in acht nehmen. Vor der Hinterlist des Ngil war er keinen Augenblick sicher. Sambascholl gab trotz der mißlungenen Versuche seine Rache nicht auf; das war gewiß. Selbst wenn er ihr nicht zum Opfer fiel, was war erreicht? Wer sollte Elefa schützen vor der Gewalt des Ngil, der den Schein des Rechts auf seiner Seite hatte? Ohne sie schien ihm das Leben wertlos. Wenn er es verteidigte, tat er es in der Hoffnung, sie zu erringen. Was sollte er tun? Untätig verharren und ständig eines neuen Angriffs gewärtig sein, das vermochte er nicht. Er mußte etwas unternehmen. . .

Ein abenteuerlicher Plan flog ihm durchs Gehirn. . . Er verwarf ihn wieder; er war zu gefährlich. Der Aufwand von Mut und Kraft stand in keinem Verhältnis zu dem Erfolg, den er günstigenfalls erreichte. Und doch, der Gedanke tauchte von neuem auf. Er mußte seine Freunde fester an sich ketten. Das Totenfest der Ngil bot ihm Gelegenheit dazu. Je länger er darüber nachdachte, desto mehr gefiel ihm der sonderbare Einfall. Als der Morgen dämmerte, war sein Entschluß gefaßt.

Gleich machte er sich auf den Weg, um mit Mune darüber zu reden.

Elefa stand draußen auf der Düne und blickte träumerisch übers Meer hinaus. Sie wartete auf Mtonga und kam ihm entgegen. Sie versuchte, heiter zu scheinen, aber man sah doch, daß sie geweint hatte.

„Elefa, willst du nach Hause gehen?“ fragte er.

„Nein, nicht eher, als bis der Ngil die Reise nach Ngumba angetreten hat.“

„Er wird heute noch abreisen müssen.“

„So lange warte ich. Das Dorf drüben ist mir unheimlich, wenn der Ngil in der Nähe ist.“

„Du fürchtest ihn mit Grund“, sagte Mtonga traurig. „Ich werde mich gegen seine Rache verteidigen bis zum letzten Blutstropfen; dich liefert das Gesetz ihm aus.“

„Nie, Mtonga, nie wird die Hand dieses Schurken ungestraft mich berühren“, entgegnete das Mädchen bestimmt.

„Wie willst du dich wehren gegen den allgewaltigen Ngil?“

„Sieh da!“ sagte sie und hielt ihm ihre beiden Handflächen entgegen. Dann schlug sie die Hände über dem Kopf zusammen, und in ihrer Rechten funkelte ein kleiner, scharf geschliffener Dolch, den sie im Haar verborgen hatte. „Du siehst, ich bin nicht mehr unvorbereitet. Was Misa konnte, werde auch ich können.“

„Du bist ein tapferes Mädchen“, sagte Mtonga in ehrlicher Bewunderung. „Doch möchte ich immer noch hoffen, daß der Ngil uns nicht zum Äußersten treibt.“

„Und du?“ fragte sie, den Dolch verbergend, „was hast du heute vor?“

„Ich?“ Er zögerte mit der Antwort. Sie würde sich beunruhigen, wenn sie seine Absicht erführe. „Ich werde wohl für einige Tage verreisen müssen. Wenn ich zurückkomme, erzähle ich es dir.“

Sie fühlte aus seinen Worten heraus, daß er ihr etwas verbarg.

„Du begibst dich in Gefahr. Tu das nicht! Ich fürchte für dich“, sagte sie.

„Ich will der Gefahr vorbeugen und mir Freunde sammeln für den Fall der Not.“

„Freunde sind Rauch, Not ist Wind. Aber tu, was dir gut scheint. Gott wird dich schützen.“

Mune steckte gerade den Kopf zur Tür hinaus und wunderte sich gähnend, daß es schon heller Tag sei. „Gruß!“ rief ihm Mtonga zu.

„Gruß zurück! Was läufst du so früh schon im Dorf umher? Aha, Elefa ist noch da!“

„Zum Scherzen bin ich nicht gekommen“, meinte Mtonga.

„Da du meiner spottest“, rief Elefa mit verschämtem Lächeln, „biete ich dir keinen Gruß und gehe fort.“ Damit machte sie lehrte und lief davon.

„Da hab' ich was Schönes angerichtet“, brummte Mune. „Ja, Mtonga, so sind die Mädchen. Vor mir laufen sie alle davon. Doch komm herein in meine Hütte und laß mich Worte hören aus deiner Weisheit Tiefen. . . Weißt du, nach einem guten Abend fühl' ich mich immer so ausgezeichnet wohl, daß ich ein ganzes Dorf zum Narren halten könnte.“

„Weil du im Trinken mäßig bist. Isaues Kopf wird heute andere Lieder singen. Doch nun laß den Scherz ein wenig ruhen. Ganz wichtige Dinge will ich mit dir reden.“

„Ich bin ganz Ohr von oben bis unten“, sagte Mune mit einer tiefen Verzeugung. (Fortsetzung folgt)

Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei Nebereinkunft gerne gestattet.
Verantwortlicher Redakteur Pater Dominikus Sauerland, Missionshaus St. Joseph, Reimlingen
Druck und Verlag der Missionsdruckerei St. Joseph, Reimlingen, Bayr.-Schwaben